

dtv

»Tutti« Fischer schildert ihr Leben, das sie vom Hätschelkind der führenden literarischen Köpfe zur mutigen Verlegerin in gefährlicher Zeit machte, mit Bescheidenheit und Humor. Die lebendigen Begegnungen mit literarischen Persönlichkeiten von Rang und viele bis dahin unbekannte Briefe (zum Beispiel von Boris Pasternak) machen dieses Buch zu einem anschaulichen Beitrag zur Literatur- und Kulturgeschichte unseres Jahrhunderts. »Vor allem aber ist es ein ›document humain‹, das den Leser durch Großzügigkeit, Tapferkeit und Contenance tief berührt.« (Neue Zürcher Zeitung)

*Brigitte B. Fischer*, die Tochter des Verlegers Samuel Fischer, wurde 1905 in Berlin geboren. Nach dem Tod ihres Vaters im Jahre 1934 übernahm sie mit ihrem Mann, Gottfried Bermann Fischer, zusammen die Leitung des großen Verlages, mußte aber schon im folgenden Jahr emigrieren. 1948 kam Brigitte B. Fischer wieder nach Deutschland, und der S. Fischer Verlag, während des Krieges von Peter Suhrkamp verwaltet, kehrte in den Besitz der Familie Bermann Fischer zurück. Seit 1965 lebte Brigitte B. Fischer in ihrem Haus in der Toskana, wo sie 1991 starb.

Brigitte B. Fischer

Sie schrieben mir

oder

was aus meinem  
Poesiealbum wurde

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe  
August 1981  
19. Auflage Februar 2004  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2000 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main  
Erstveröffentlichung: Zürich 1978  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagfoto: Brigitte Bermann Fischer  
(© Deutsche Schillergesellschaft, Marbach)  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 3-423-01685-X

*Meinen Töchtern  
und meinen Enkeln  
gewidmet*



Ich gehöre zu den Menschen, den altmodischen, die den Brief noch für ein Mittel des Umgangs halten, der schönsten und ergiebigsten eines.

*Rainer Maria Rilke*

Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann.

*Goethe*

Die Faksimile-Schriften mußten aus technischen Gründen verkleinert werden.

Ich danke allen meinen Autorenfreunden und deren Rechtsnachfolgern für ihre freundliche Genehmigung für den Abdruck der hier veröffentlichten Briefe und Gedichte.

Mein besonderer Dank gilt Professor Walther Killy und Albrecht Goes für ihre freundschaftliche Beratung.

*Brigitte B. Fischer*

# Inhalt

Vorspruch . . . . .	13
---------------------	----

## ERSTER TEIL

### WIE ICH ZUM LEBEN ERWACHTE

1. Wie ich in meinem Elternhaus, Berlin-Grunewald, Erdenerstraße 8, meine Kindheit erlebte . . . . .	17
2. Meine Schule im Elternhaus. Erste Freunde . . . . .	31
3. Mein Bruder Gerhart. Sein kurzes Leben und sein früher Tod . . . . .	37
4. Meine Mutter. Mein Vater . . . . .	50
5. Mein väterlicher Freund Moritz Heimann . . . . .	77
6. Drei Hausfreunde: Peter Nansen, Hans Reisiger, Otto Flake . . . . .	84
7. Der Onkel Gerhart Hauptmann. Mit »Gift« und »Galle« durch schlesisches Land . . . . .	94
8. Sommer auf dem Berghof am Attersee. Die österreichischen Freunde Felix Salten, Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler, Peter Altenberg, Jakob Wassermann . . . . .	100
9. Rainer Maria Rilke und sein »Buona Pasqua« . . . . .	125

10. Thomas Manns Epistel in meinem  
Stammbuch. Eine denkwürdige  
Bootsfahrt . . . . . 138
11. Annette Kolb, die Generationen überlebte 146
12. Mit siebzehn Jahren. Walther Rathenau.  
Wetterleuchten der bösen Gewalt . . . . . 155

## ZWEITER TEIL

### WAS DAS LEBEN BRACHTE

13. Eigene Familie. Eigenes Heim. Die drei  
Töchter. Tod des Vaters . . . . . 171
14. Auswanderung nach Wien. Gründung des  
Bermann-Fischer Verlags. Neue Freunde.  
Der Gestapo entkommen . . . . . 183
15. Neuanfang in Stockholm. Der Kongreß,  
der nicht stattfand. Kriegsausbruch . . . . . 192
16. Polizeigewahrsam. Neue Gefährdungen.  
Hendrik Willem van Loon, der rettende  
Engel . . . . . 206
17. Unfreiwillige Weltreise Moskau–Japan–  
Santa Monica. Wiedersehen mit Thomas  
Mann. Old Greenwich, die neue  
Heimat . . . . . 221
18. Amerika, die neue Welt. Franz und Alma  
Werfel . . . . . 230
19. Hermann Hesse, der Dichter, der Maler,  
der Musiker . . . . . 240
20. Kriegsende. Wiederbegegnung mit  
Europa. Die zerstörten Städte. Neubeginn  
in Wien. Ilse Aichinger. Doktor Faustus . 262

21.	Joachim Maass, Autor, Freund, Schicksalsgenosse. Manfred Hausmann . . .	285
22.	Carl Zuckmayer, ein »urtümliches Talent« . . . . .	308
23.	Wiedereröffnung des S. Fischer Verlages in Deutschland. Inge Scholls mutiger Schritt. Begegnung mit Albrecht Goes. Seine ›Unruhige Nacht‹ . . . . .	333
24.	Meine Verlagsarbeit. Tod der Mutter. Erstes Enkelkind. Thomas Manns ›Lob der Vergänglichkeit‹ . . . . .	342
25.	Ein neuer Freund und Autor: Thornton Wilder. Besuch bei Albert Schweitzer . . .	356
26.	Kurt Heuser, der Freund, der alles mit eigenen Augen gesehen hat. . . . .	380
27.	Pierre Bertaux, der Kämpfer, der Forscher, der Deuter . . . . .	400
28.	Boris Pasternak, die erste Stimme aus Rußland . . . . .	419
	Nachspruch . . . . .	445

#### ANHANG

Englische Originalbriefe und Namenregister .	449
--	-----



## Vorspruch

Zu meinem neunten Geburtstag, man schrieb das Jahr 1914, gaben mir meine Eltern ein »Poesiealbum«. Diese »Stammbücher«, wie sie auch genannt wurden, sind heute schon etwas aus der Mode gekommen. Damals aber bekam sie fast ein jedes Kind, damit seine Schulfreunde ihre Verse »zum ewigen Gedenken« hineinschreiben konnten.

In das meine aber schrieben die Dichter.

Für das kleine Mädchen waren diese Menschen fremdartige Gestalten, bestenfalls quasi »Onkel« und »Tanten«, – für die heranwachsende Tochter des Hauses, die bereits mit ihrem Wirken und Schaffen vertraut zu werden begann, angeschwärmte und verehrte Genien, – und in den späteren Jahren meines Lebens nahe, schicksalsverbundene Freunde. Sie schrieben mir in dieses Poesiealbum einen Gruß, eine Erinnerung an gemeinsam erlebte Stunden, einen eigenen Vers. Mit den Jahren aber reichte mein kleines Stammbuch nicht mehr aus für das, was man sich zu sagen hatte. Man begann, sich Briefe zu schreiben, die allmählich zu einem ständigen Gedankenaustausch führten und sich in manchem Falle zu einer Zwiesprache über das Leben inmitten unserer in Umwälzung begriffenen Welt entwickelten. Das Al-

bum aber wurde ein Band in meiner Bibliothek, wie viele andere – halb vergessen.

Es fiel mir in die Hände, als ich die aus dem Wirbel der Nazijahre geretteten Briefe meiner Freunde wieder durchlas und bemerkte, daß das, was in dem kleinen Poesiealbum begonnen, sich durch sechzig Jahre hindurch in diesen Briefen fortgesetzt hatte.

ERSTER TEIL

WIE ICH ZUM LEBEN ERWACHTE



Wie ich in meinem Elternhaus, Berlin-Grunewald, Erdenerstraße 8, meine Kindheit erlebte

Daß ich aus meinem Schlafzimmer ausquartiert wurde und im Dachgeschoß, im »Fremdenzimmer«, übernachten mußte, wo es ein wenig nach Mottenpulver und nach alten Zeiten roch und wo man sich in die urzeitlichen Betten der Großeltern verkriechen konnte, war etwas ganz Ungewöhnliches.

Erst später, als ich größer war, erfuhr ich, daß damals meine Eltern zu einem Fest geladen hatten, um die Uraufführung des ›Rosenkavalier‹ zu feiern, der eine Woche zuvor in Dresden unter großem Jubel aus der Taufe gehoben worden war.

»Es war im Winter 1911«, schreibt meine Mutter in ihren Erinnerungen, »daß wir der Uraufführung der Oper in Dresden unter der Regie von Max Reinhardt beiwohnten, einem Ereignis, zu dem die ganze Kunst- und Musikwelt sich versammelt hatte. Der Text von Hugo von Hofmannsthal und die Musik von Richard Strauss erregten dasselbe Entzücken wie die wunderbare Aufführung, und als der Walzer im II. Akt verklungen war, brauste lauter Beifall durch das Haus. Alle waren hingerissen. Was Dichter und Komponist vorge-schwebt hatte, diese Mischung von Ernst, Heiter-

keit und Poesie, hatte hier ihren vollen Ausdruck gefunden. Von Dresden aus kamen Hofmannsthals nach Berlin, und wir veranstalteten ihnen zu Ehren ein Fest in unserem Haus, bei dem zum ersten Mal nach den Klängen des Rosenkavalierwalzers getanzt wurde.«

Ich saß versteckt hinter der alten Truhe oben auf dem Umgang, von dem man auf die durch zwei Stockwerke gehende Halle unseres Hauses blicken konnte, von deren Decke der alte holländische Kronleuchter mit seinen festlich brennenden Kerzen hing. Ich staunte über die elegante Gesellschaft, die sich da unten versammelt hatte. Die langen, wallenden Abendkleider und die blitzenden Juwelen der Damen sowie die Frackschöße der Herren ließen mich kaum einen der gewohnten Freunde meiner Eltern erkennen, jedoch der Duft der Parfums, die Heiterkeit der festlichen Stimmung und der goldene Glanz der Kerzen drangen zu mir herauf und umgaben mich wie ein Zauber. Später, oben im altmodisch-hohen Bett vergraben, konnte ich noch von ferne den bald so berühmt gewordenen Rosenkavalier-Walzer hören, denn meine Mutter führte die Gäste in einer Polonaise nach seinen Klängen am Arm des Freundes Julius Meier-Graefe durchs ganze Haus.

Das »Rosenkavalier-Fest« im Haus in der Erdenstraße blieb noch für lange Zeiten ein Markstein der Erinnerung in den Berliner Künstlerkreisen.

»Leute« kamen oft und viele in mein Elternhaus, in die schöne und helle, weitläufige Villa im Grunewald. An ihrer Außenwand zeigte sie das S. Fischer-Signet, den Fischer mit dem Netz, als Relief. Jeden Winkel, jede Ecke vom Keller bis zum Boden kannte ich darin und hatte sie mit allen meinen Sinnen in mich aufgenommen. Im Untergeschoß lag die große, offene Küche, in deren Mitte der Herd stand und an die eine wohlduftende Speisekammer grenzte, die oft von mir besucht wurde. Es roch da unten nach Bügelzimmer, aber auch nach Äpfeln aus dem Obstkeller, dessen Holzstände immer voll gefüllt waren. Von der Küche ging eine kleine Treppe hinauf zur Anrichte, wo auch der Aufzug aus der Küche landete. Von hier wurden die Speisen in das lange Eßzimmer getragen, das von meinem Vater mit einer gewölbten Kassetendecke versehen worden war. Das Eßzimmer hatte fünf große, bis zum Boden gehende Fenster, an den Wänden standen alte holländische Barockbuffets mit silbernen Leuchtern und in der Mitte der behäbige Eßtisch aus dem gleichen Walnußholz, umgeben von hochlehnigen Lederstühlen, auf denen der Fischer mit dem Netz eingeprägt war. Die Glastüren nach dem kleinen, zierlichen, mit hellem Kirschholz paneelierten Teezimmer und seinem runden Biedermeier-Tisch, -Sofa und -Stühlen, die mit grün-weiß gestreifter Seide bespannt waren, und den Biedermeier-Glasschränken an den Wänden, standen immer offen. Von da

aus ging man auf die gedeckte Terrasse und hinaus in den Garten. Etwas Sonntägliches atmete in diesen Räumen, und man hatte immer wieder eine freudige Überraschung, wenn man vom Haupteingang, an dessen Wänden die Abgüsse der beiden Seitenreliefs des griechischen Altars ›Geburt der Venus‹ eingelassen waren, durch die Garderobe in die große offene Halle trat. Es war ein festliches Haus, darauf eingestellt, die anwachsende Autofamilie und den großen Berliner Künstlerkreis zu empfangen und zu bewirten.

Felix Salten, damals Feuilleton-Redakteur der Wiener Zeitung ›Die Zeit‹, einer der nächsten Freunde meiner Eltern, beschrieb unser Haus im Jahre 1910 in seinem Aufsatz ›Spaziergang in Berlin‹: »Das Gitter ist weiß, und das Haus ist weiß, mit weiß lackierten Türen. Und weiße leuchtende Kieswege laufen als helle Streifen durch den grünen Rasen des Gartens. Wenn ich nach Berlin komme, bin ich gern in diesem Haus. Abends, wenn die Lichter brennen. Oder nachmittags, wenn auf der Terrasse Tee getrunken wird, oder vormittags zum Tennis. Es hat einen unvergleichlichen Reiz, als bummelnder oder als geschäftiger Fremder in der Stadt drin zu wohnen, in der Stadt umherzulaufen, sich umklirren und umdröhnen zu lassen von dem siedenden Tumult dieses Lebens, dann aber mit einem Automobil blitzschnell hinauszurufen, zu dem Haus im Grunewald, und dort still zu sitzen. Es ist, wie wenn man unter dem